Redaktion und Administration: Krakau, Sławkowska 29
Telephon 1554.
Abonnements und Inseraten Aufnahme Krakau, Sławkowska 29 und alle Postämter.

DIE KORRESPONDENZ

ERSCHEINT TAGLICH

10 Heller für Krakau.
Abonnement: Monatlich mit Zustellung ins Haus resp. mit Feldpostzusendung Kr. 4

Nr. 156. Krakau, Freitag, den 25. Dezember 1914. I Jahr.

Anlässlich der Weihnachtsfeiertage ist es uns Bedürfnis, allen unseren Lesern herzliche Glückwünsche darzubringen. Von allen anderen, bei solchen Anlässen üblichen Gebräuchen, wollen wir mit Rücksicht auf die Grösse der Zeit, in der wir leben und die alles Unwichtige aus unserer Gedankenwelt verdrängt, absehen und nur der einen Hoffnung Ausdruck geben, das unsere tapfere Armee in ihrem Siegeslaufe baldigst jenen Punkt erreicht, der dem gesteckten Ziele entspricht und unseren Völkern Recht und Freiheit bringt.

Die Redaktion.

Die Verfolgung der Russen in Polen.

Die Beute wächst mit jedem Tage.

Berlin, 24 Dezember.

In Polen wird die Verfolgung fortgesetzt. Die Menge des erbeuteten Kriegsmateriales wächst mit jedem Tage. Doch wird ein zusammenfassender Bericht erst nach dem Abschluss der Verfolgung herausgegeben werden.

Die Defensive der Russen in Galizien.

Budapest, 24 Dezember.

Der „Pester Lloyd" bemerkt zu der Kriegslage: Ob und inwieweit die Kämpfe nordöstlich des Lupkower Passes grösseren Umfang annehmen und die Zurückwerfung der feindlichen Vortruppen im Lotarczagebiete mit der Gesamtlage zusammenhängt, wird sich erst in einigen Tagen erweisen. Das eine ist aber bereits heute klar: Die Russen kämpfen um den freien Abzug nach rückwärts, koste es was es wolle; sie müssen sich gegen unser Nachdrängen stemmen, wenn nicht die Weichsel oder der San für sie zu einer Bariere schlimmster Art werden sollen. Zum Rückzug sind sie bereits gezwungen. Wen sie sich jetzt in Galizien mit starken Kräften neuerdings stellen, so ist das der erbitterte Kampf um die Möglichkeit eines geordneten Rückzuges.

Eröfnug der französischen Kammer.

Phrasenreiche Begrüssungsreden.

Paris, 24 Dezember.

Präsident Deschanel eröffnete die Sitzung der Deputiertenkammer mit einer Ansprache in welcher er der seit fünf Monaten kämpfenden Helden Frankreichs erwähnte. Er betonte, dass Frankreich nie grösser gewesen sei, dass nie grössere Tugenden in Erscheinung getreten seien. Der Präsident gedachte der verstorbenen Deputierten, besonders aber jener, die auf dem Felde der Ehre gefallenen sind.

Der Ministergräsident Viviani las die Erklärung der Regierung vor. Diese wurde stehend vernommen und stark applaudiert. Als Viviani sagte, dass Frankreich bis zur entgültigen Befreiung Europa's Kämpfen werde, als er die Sympatiekundgebungen des Auslandes berührte, und von der Wiederherstellung des tapfereren Belgiens, der Erdrückung des preussischen Militarismus sprach, ertönten inmitten der Deputierten starker Beifall und Rufe: Belgien lebe hoch! An dieser Stelle musste Viviani seine Rede unterbrechen. Die Worte Viviani's von der Erfolgsgewissheit, vom Armeeoberkommandanten, v. den gefallenen Soldaten, von der Stärke des französischen Kredits und von günstiger finanzieller Lage, fanden einen aeusserst starken Applaus.

Eine Reihe von Regierungsvorlagen wurde den Kommisionen, die von morgen ab über sie diskutieren werden, übermittelt.

Die Tribünen waren überfüllt.

Alle Botschafter und Gesandten der neutralen und verbündeten Staaten waren anwesend, unter anderen waren Berthie und Tittoni erschienen.

Alle Deputierten haben an der Sitzung teilgenommen.

Die Kammer wurde auf heute vertagt.

Die Sitzung des Senates.

Paris, 25 Dezember.

Im Senat eröffnete Präsident Dubost die Sitzung mit der Ehrung der verstorbenen Senatoren, besonders des Vertreters des Departements Loire, Senators Reymond, welcher während einer Recognoscierungsfahrt in der Nähe von Toul den Heldentod fand. Der Redner drückte im Namen des Senats seine Bewunderung für die Armee und ihre Leitung, aus.

Französische Wirtschafts-Sorgen

Kopenhagen, 24 Dezember.

In einer von dem französischen Finanzminister Ribot über die finanzielle Lage Frankreichs gemachten Eröffnung heisst es nach dem „Berliner Lokal-Anz.", der Krieg habe die Staatseinahmen in fühlbarer Weise vermindert. Französischerseits bestehe besonders das Bestreben, die Guthaben des Landes in anderen Ländern einzuziehen. Besondere Schwierigkeiten hätten sich hierbei namentlich bezüglich Russlands gezeigt. Es ewerde aber angenommen, dass es sich erreichen lasse, die Verhandlungen zwischen der Bank von Frankreich und der russischen Statsbank zu einem günstigen Ergebnis zu führen. Die Regierung sei entschlossen, den Krieg fortzusetzen. Welche Entwickelung auch der Krieg nehmen möge, sein Ausgang werde niemals von finanziellen Rücksichten abhängen.

Basel. 24 Dezember.

Ein Pariser Brief der „National zeitung" bespricht den Kohlenmangel in Paris. Bei der leichten Bauart der Häuser und beim Fehlen der Vorfenster müssten viele frieren, die schon zu den Wohlhabenden gehören. Die Arbeitslosigkeit halte an und stelle gewaltige Anforderungen an die Armenverwaltung, die täglich mehr als 60.000 Personen speise, und zwar nicht nur in den Arbeitervierteln. Tausende holten sich Unterstützungen, die sicher noch nie in ihrem Leben genötigt waren, sich etwas schenken zu lassen.

Die „Times" über die Bedeutuu der Schlacht in Polen und Galizien

London, 25 Dezember.

»Times« bespricht im Leitartikel die Lage am östlichen Kriegsschauplatze und schreibt: Die russischen Truppen halten erfolgreich die starke und gewaltige Vorschiebung der östrreichisch-ungarischen und deutschen Truppen über die Karpathen, auf Es ist demnach ziemlich klar, dass sich die Russen weder in Galizien noch in Südpolen, noch in der nähe von Krakau befinden. Die Bedeutung dieser Operationen muss ohne Umschweife zugegeben werden. Den Deutschen gelang die Umzingelung des russischen Nordflügels nicht. Es ist noch nicht gelungen, weder den Widerstand der Russen nördlich der Karpathen noch die stark besetzte russische Linie vor Warschau durchzubrechen, die Russen sind aber gezwungen worden, sich auf einen weiter im Süden gelegenen Punkt zurückzuziehen. Dadurch wurde die russische Gefechtslinie ausgeglichen. Sollte es gelingen, die russische Linie bei Opoczno oder irgendwo anders zu durchbrechen, dann könnte die Lage der russischen Armee in Galizien kritisch werden. Wir hoffen aber, dass es dazu nicht kommen werde. Andererseits ist es klar, dass verzweifelte Kämpfe bevorstehen und dass Hindenburg die Invasion in Schlesien und den Fall von Krakau verschoben habe. Polen werde auf mehrere Tage das Hauptkriegsterrain. Die dortigen Kämpfe werden mit grosser Unruhe verfolgt. Der zukünftige Verlauf des Krieges hängt bedeutend von der dortigen Entscheidung ab.

Ministerpräsident Graf Tisza über den Weltkrieg.

„Vorwärts bis zum endgültigen Siege".

Budapest, 24 Dezember.

Ministerpräsident Graf Tisza hielt einen Vortrag über die Einwirkung des Krieges auf den Nationalcharakter. Er hob die Kriegsgreuel hervor und wies daraufhin, dass vor einigen Jahren diejenigen für Phantasten gehalten wurden, welche aus Anlass des im stetigen Verlaufe begriffenen Entwickelungsprozesses am Balkan, von der Entstehung zahlreicher Gefahren sprachen, und denen jetzt die Tatsachen beistimmten. Mehrere Male in diesen Jahren stand die Monarchie vor Kriegsgefahr, oit waren die grösste Friedensliebe, Selbstbeherrschung und Kaltblütigkeit notwendig, um den Völkern der Monarchie den Frieden zu erhalten. Und heute sind wir mit erhobener Stirn und reinem Gewissen zur Konstatierung berechtigt, dass wir einerseits diesen Krieg nicht provoziert haben, dass wir aber andererseits in diesem uns aufgezwungenen Kampfe bis zum endgültigen Siege ringen und ausharren werden. Nach den abscheulichen Sarajewoer Ereignissen ist es klar, dass dieser Krieg absolut nicht zu vermeiden war und dass er eine unumgängliche Notwendigkeit sei. Der Redner wies weiter auf die veredelnde Einwirkung dieses Krieges hin, die darin bestehe, dass wir alle, fest aneinander gebunden, uns dem Volke zu Diensten gestellt haben. Wir müssen auf schwere Kraftanstrengungen vorbereitet sein und unaufhörlich auf den erdgültigen Erfolg vertrauen. Alle sollen vom einzigen Gefühle belebt werd n: Vorwärts schreiten, mit allen Kräften zum endgültigen Siege vorwärts gehen!

Ein irrsinniger Soldat tötet einen Feuerwerker und verletzt einen Offizier.

Wien, 24 Dember.

Die Korrespondenz „Wilhelm" meldet aus Riva am Gardasee: Ein plötzlich irrsinniger gewordener Kanonier tötete am 21 d. M. durch einen Gewehrschuss den Feuerwerker Karl Kiener und schoss sodann auf den herbeieilen den Leutnant Brettschneider, der den Kanonier festnehmen woll e, und verwundete den Offizier leicht.

Heftige Angriffe der Franzosen im Westen.

Bern, 24 Dezember.

Der „Berner Bund" meldet, dass die Angriffe auf dem westlichen Kriegsschauplatze als ein ernstlicher Versuch aufzufassen sind, die »deutsche Front zu durchbrechen. Die allgemeine Lage im Westen ist derzeit sehr gespannt. Jeder Tag kann eine Ueberraschung bringen. Beiderseits ist der Wille vorhanden, bis zum Letzten zu kämpfen und beiderseits stehen sich würdige Gegner entgegen.

Neue heftige Kanonade in Nordflandern.

Berlin, 24. Dezember.

Nach Pariser Blättermeldungen aus der Front in Flandern sind in der Nacht vom Freitag zum Sonnabend von neuem eine ganze Anzahl deutscher Granaten nach Armentières und Umgebung gesandt worden. Die Geschosse müssen aus Geschützen grössten Kalibers gefeuert warden sein, deren Standort auf mindestens 12 Kilometer Entfernung geschätzt wird. Ebenso wurden die französischen Höhenbefestigungen bei Houplines und Bezer beschossen. In Armentières wurden mehrere Häuser vollkommen zerstört. Die Bevölkerung ergriff Panik und Hunderte versuchten, die Stadt zu verlassen. Die Militärbehörden ergriffen energische Massnahmen, da sonst das planlose Umherlaufen der Zivilbevölkerung die Truppenbewegungen sehr erschwert hätte. Gleichzeitig wurden Maueranschläge angeklebt, die die Bevölkerung beruhigen sollten und in denen erklärt wurde, dass es sich um keine planmässige Beschiessung handeln könne, sondern nur um sogenannte Blindgänger. (! D. Red.).

Ueber den deutschen Stellungen in Dixmuiden wurde zum erstenmal seit langer Zeit wieder ein Zeppelinluftschiff bemerkt. Da französischerseits ein Aufklärungsflug befürchtet wurde, wurde das Luftschiff sofort unter heftiges Schrapnellfeuer genommen. Dez Zeppelin hielt sich jedoch in so grosser Höhe, dass die Beschiessung erfolges blieb.

Weills Übertritt in die französische Armee.

Berlin, 24. Dezember.

Der „Vorwärts" bemerkt zur Meldung des W. T. B. über den Abgeordneten Dr. Weill: Die Nachricht, in so bestimmter Form sie auch auftritt, findet in allen bisher wiederholt von uns angestellten Ermittelungen über das Schicksal Weills keine Bestätigung. Falls wider Erwarten die Meldung doch richtig sein sollte, müsste Weills Verhalten natürlich scharfe Verurteilung finden. (D. Red.)

Hohe Auszeichnung Hindenburgs und seines Generalstabschefs.

Dresden, 24 Dezember.

Der König von Sachsen verlieh dem Armeeoberkommandanten im Osten, Feldmarschall von Hindenburg das Kavalier- und Kommandur-Kreuz des Militärordens vom Heiligen Heinrich, und dem General-Leutnant v. Ludendorf, das Kavalier-Kreuz von demselben Orden.

Die französischen Kriegskredite.

Paris, 24 Dezember.

Die sozialistische Gruppe in der Kammer beschloss einstimmig, die Kriegskredite und das sechsmonatliche Budgetprovisorium zu votieren.

Essad Paschas Heim — ein Raub der Flammen.

Durazzo, 24 Dezember.

Das Palais Essad Paschas in Tirana ist abgebrannt.

Amtierung des galizischen Bodenkreditvereines in Wien.

Wien, 24 Dezember.

Die »Wiener Zeitung« veröffentlicht die, im Einvernehmen mit dem Finanzminister kundgemachte Verordnung, betreffend die Agendenführung des galizischen Bodenkreditvereines in Wien.

Wieder ein norwegischer Dampfer gesunken.

London, 24 Dezember.

Wie der »Lloyd« meldet, ist der norwegische Dampfer »Boston« in der Nordsee auf eine Mine aufgefahren und gesunken.

Weihnachtsunterhaltung für die englischen Truppen.

London, 24 Dezember.

Wie die hiesigen Zeitungen melden, ist zur Unterhaltung der englischen Truppen, die in der Front stehen, für die Weihnachtstage eine englische Konzertgesellschaft auf das Schlachtfeld abgegangen.

Rückkehr des Thronfolgers zum Armee-Oberkommando.

Wien, 24 Dezember.

Vom Kriegspressequartier wird gemeldet:

Erzherzog Thronfolger Karl Franz Josef ist heute von Wien, nachdem er Sr. Majestät dem Kaiser einen Bericht über die Inspizierung der Truppen in der Bukowina erstattet hatte, wieder zum Armee-Oberkommando zurückgekehrt.

Erfolglose Arbeit eines französischen Fliegers.

Strassburg, 24 Dezember.

Ein feindlicher Flieger, der gestern über die Stadt kreuzte, liess Bomben fallen, die jedoch keinen Schaden anrichteten.

Rückritt des F. Z. M. Potiorek.

F. M. L. Sarkotic sein Nachfolger.

Wien, 25 Dezember.

Die „Wiener Zeitung" veröffentlicht ein kaiserliches Handschreiben an den gemeinsamen Finanzminister Dr. Ritter v. Biliński, womit Feldzeugmeister Potiorek über sein aus Gesundheitsrücksichten gestelltes Ausuchen in den Ruhestand übernommen wird. Gleichzeitig wird F. M. L. Sarkotic zum kommandierenden General in Bosnien-Herzógowina ernannt und mit den Funktionen eines Chefs der Landesregierung für Bosnien-Herzogowina betraut.

Englische Gossprechereien.

London, 24 Dezember.

Lloyd George sagte im Gespräche mit einem französischen Deputierten, England gebe täglich 45-ch Millionen Sterling für Kriegszwecke aus. Derzeit besitze England über zwei Millionen Marine- und Landtruppen unter Waffen. Seit Anfang August wurden einundeinhalb Millionen Soldaten geworben und dürfte die Zahl bis zweieinhalb Millionen steigen. Vor dem Frühjahre werden wir dem Expeditionskorps eine halbe Million Soldaten senden können.

Avancement der Offiziere der polnischen Legionen.

Das k. u. k. Armeeoberkommando hat in Würdigung der durch das Kommando der polnischen Legionen festgestelltеu aussergewöhnlichen Verdienste sowie des ausgezeichneten moralischen und physischen Zustandes des Regiments, ferner des während der Schlacht an den Tag gelegten persönlichen Mutes dem Kommandanten des dritten Regiments der polnischen Legionen, Haller v. Hallenburg die Bezüge der 7 Rangklasse zuerkannt. Ausserdem wurden den Bataillonskommandanten Marian Januszaytys und Boleslaus Roja für ausgezeichnete Führung der Baitaillone die Bezüge der achten Rangklasse zuerkannt.

Schliesslich wurde dem Kommando der polnischen Legionen das Recht zuerkannt, dem vorgesetzten Armeekommando Anträge zur Allerhöchsten Auszeichnung für ausgezeichnetes Verhalten vor dem Feinde vorzulegen.

Telegramme.

Rom, 24 Dezember.

Ein französischer Zweidecker stürzte auf das Gelände des Pariser Schlachtviehhofes. Leutnant Bruges, ein Sohn des ehemaligen Generalissimus, und Major Destouches, die sich in dem Zweidecker befanden, wurden zerschmettert. Der Apparat hatte infolge von Benzinexplosion Feuer gefangen und war verbrannt.

Rom, 24 Dezember.

Das „Giornale d'Italia" stellt fest, dass Italien durch den Ausfall der diesjährigen Reisesaison über fünfhundert Millionen Lire Einbusse erleide. Der Verlust bedeute in den ohnehin kritischen Zeiten eine empfindche Schädigung des italienischen Nationalwohlstandes.

Der Weihnachtsengel v. 1914.

Er naht – doch nicht wie sonst im Lichtgewand,
als Gottessturm braust über alles Land
Sankt Michael.
Seine Stimme trägt die Verkündigungen des Herrn,
sein Herz brennt wie ein werdender Urweltstern...
So fährt zur Weihnacht nieder Sankt Michael.

Nicht gleicht er dem, um dessen scheuen Gruss
die Jungfrau bebt und heimlich weinen muss.
Sankt Michael
stürmt durch die Lande, die der Krieg zerzaust,
ein Fordrer, Gottes Fahne in der Faust,
den Gott im Menschen sucht Sankt Michael!

Seine Stimme zückt wie ein Schwert über Volk und Heer,
sein Wort ist geschmückt mit Verheissungen selig und hehr.
Sankt Michael
singt die Lieder, die einst der Schöpfer gedacht,
als er den Menschen nach seinem Bilde gemacht,
vom Sieger im Menschen singet Sankt Michael.

Vernimm ihn, Austria, vernimm sein heiliges Wort,
Deinen Kindern und Enkeln künde sein heiliges Wort,
Sankt Michael
führt Dich, Schweigende, Stolze, durch Deiner Prüfungen Tor
mit den Müttern der Helden empor, zu Gott empor!
Zur sieghaften Weihnacht führt Dich
Sankt Michael.

Napoleon und Prophezeiungen.

Von einem französischen Senator.

Eines Tages machte sich Napoleon auf den Weg nach Malmaison; es war kurze Zeit, nachdem er sich die Kaiserkrone auf das Haupt gesetzt hatte. In Malmaison pflegte er gern von allerlei Dingen zwischen Himmel und Erde, von denen, wie Hamlet sagt, sich die Philosophen nichts träumen lassen, zu reden, da er wusste, wie abergläubisch seine kaiserliche Gemahlin sei. An jenem Abend brachte er das Gespräch auf seine gigantischen Entwürfe und überreichte Josephinen zuletzt ein altes Heft, in vergilbtes Pergament gebunden, voll unleserlicher Schriftzüge, und das die Jahreszahl 1542 trug.

Josephine nahm es und las laut den Titel: „Prophezeiungen des Meisters Noel Olivarius. Nun, was soll das?"

„Es heisst", antwortete ihr der Kaiser, „es sei von mir die Rede darin".

„Wie, in einem 1542 geschriebenem Manuskripte?"

„Lies nur".

Josephine fing an, aber da das Manuskript in ganz altem Französisch geschrieben war und die Buchstaben ziemlich undeutlich waren, so brauchte sie einige Augenblicke, um sich in den ersten Seiten etwas zu orientieren, dann aber las sie ziemlich geläufig folgendes:

„Das gallische Italien wird nicht weit von seinem Schosse ein übernatürliches Wesen geboren werden sehen, dieser Mann wird noch sehr jung übers Meer gehen und Sprache und Sitte bei den Celto-Galliern entnehmen; als Jüngling schon wird er sich unter allen Kriegsleuten über tausend Hindernisse hinweg eine Bahn brechen und ihr erstes Oberhaupt werden. Dieser Weg wird ihn der Mühe nicht wenig kosten, dann wird er nahe bei dem Lande seiner Geburt ein Lustrum und länger noch Krieg führen.

„Jenseits des Meeres wird er sich als Krieger mit grossem Ruhme und grosser Tapferkeit bewähren und dann aufs Neue die römische Welt mit Krieg überziehen.

„Er wird den Germanen Gesetze geben, wird bei den Celto Galliern Schrecken und Verwirrung mit Frieden zu Ende bringen und darauf nicht König sondern Imperator genannt werden, zu alles Volkes grosser Zufriedenheit.

„Kriegsherr überall in den Reihen ringsum, wird er Fürsten und Herren und Könige verjagen, zwei Lustren u. länger noch. Dann werden Fürsten und Herren aufs Neue sich mit Macht erheben, und er wird auf seinem Throne rufen: O sidera! o sacra! Mit einem Heere wird er gesehen werden. Er wird ein Heer von neunundvierzigmal zwanzig-tausend Mann haben. Es werden Fussgänger sein, die Waffen mit ehernen Spitzen tragen; er wird siebenmal siebenmal siebentausend Pferde haben, von Männern geritten, die längere Lanzen noch als die andern und Schwerter tragen und eherne Harnische; er wird siebenmal siebenmal zweitausend Mann haben, die fürchterliche Maschinen spielen lassen werden, welche Schwefel und Feuer und Tod speien. Der ganze Bestand seines Heeres wird neunundvierzigmal zwanzigtausend Mann sein.

„In der rechten Hand wird er einen Adler, das Zeichen des Sieges in Schlachten, tragen. Manche Länder wird er den Nationen geben, aber keinen Frieden.

„Er wird in der grossen Stadt verweilen, mancherlei grosse Dinge anbefehlen: Gebäude und Brücken, Seehäfen, Wasserleitungen und Kanäle, er wird alles ganz allein tun durch die Macht grosser Reichtümer, wie es nur ein Römer getan, und alles innerhalb der Besitzungen der Gallier.

„Frauen wird er zwei haben".

Hier hielt Josephine inne. „Lies weiter"! rief der Kaiser, der Unterbrechungen eben nicht liebte, ihr zu.

„Und einen einzigen Sohn. Er wird gehen, da Krieg fünfundfünfzig Monde lang zu führen, wo sich die Grade der Länge und Breite kreuzen. Dort werden seine Feinde die grosse Stadt anzünden, und er wird dort einziehen und unter Aschenhaufen mit den Seinigen wieder fortziehen. Vielfache Zerstörung wird sein, und die Seinigen Mangel leiden an Brot und an Wasser, der so schwer auf ihnen lasten wird, dass zwei Drittel seines Heeres untergehen werden.

„Dan wird der grosse Mann, verlassen und verraten von seinen Freunden, mit grossem Verlust, von einer grossen Völkermenge Europas bis zu seiner eigenen Stadt gejagt werden und an seine Stelle der alte König aus altem Geschlecht gesetzt werden.

„Er aber wird zur Verbannung ins Meer verurteilt werden, nahe dem heimatlichen Boden von dem er in seiner Jugend gekommen war und dort eilf Monde mit einigen der Seinen wohnen, die Soldaten und seine wahren Freunde sind, und deren nicht mehr als siebenmal sind. Sind dann die eilf Monde abgelaufen, so werden er und die Seinigen Schiffe nehmen und wiederum das celtogallische Land betreten.

„Und er wird sich gegen die grosse Stadt wenden, wo der alte König seinen Sitz genommen hat, der wird sich erheben und fliehen, all seinen königlichen Schmuck mit dahinnehmend. Jener aber wird wieder seine alte Herrschaft einnehmen, wo er den Völkern viele treffliche Gesetze gibt.

Aber von neuem verfolgt von einem Bunde dreier europäischer Völker, wird nach drei Monden und dem Drittel eines Mondes der alte König wieder eingesetzt auf seinen Stuhl, und jener von seinen Kriegsvölkern tot geglaubt, die dann wider ihren Willen ihre Penaten hüten.

„Die Völker und die Gallier, wie Tiger werden sie sich würgen untereinander. Des alten Königs Blut wird das Spielwerk schwarzen Verrats sein. Die Lilie wird aufrecht erhalten werden; aber die letzten Zweige des alten Blutes werden bedroht werden.

„Darauf werden sie einander bekriegen".

„Dann aber wird ein junger Kriegs mann wider die grosse Stadt ziehen, auf seinem Wappenschild wird der Löwe stehen und der Hahn. Die Lanze aber wird ihm gegeben werden von einem grossen Fürsten des Ostens. Höchst rühmlich und hilfreich werden ihm die gallobelgischen Völker beistehen, die sich mit den Parisern vereinigen werden, um Unruhen zustande zu bringen, Kriegsvölker zu sammeln und sie alle mit Oelzweigen zu bedecken.

„Darauf wird Friede sein fünfundzwanzig Monden hindurch.

„In Lätitia wird die Seine, rot von Blut, durch Verwüstung und Sterblichkeit ihre Wogen wälzen; neue Aufstände der Unzufriedenen werden wiederum erfolgen".

Josephine, überrascht von diesen Verkündigungen, hielt, nachdem sie noch einige nicht minder wunderbare Sätze, als die eben angeführten, gelesen hatte, inne und fragte Napoleon näher nach dieser seltsamen Prophezeiung; aber der Kaiser schien keineswegs geneigt, dem, was Meister Olivarius niedergeschrieben, im Ernste einigen Wert beizulegen, sondern antwortete nur: „Prophezeihungen pflegen stets zu sagen, was man sie sagen lassen will, indessen gestehe ich, diese hat mich sehr überrascht". Er wechselte darauf rasch den Gegenstand der Unterhaltung u. von der Prophezeiung des Meisters Noel Olivarius war nicht weiter mehr die Rede.

Nach seiner Rückkehr von Elba sprach der Kaiser von einer ägyptischen Zauberin, einmal mit dem Obersten Abd..., der damals sein Begleiter kewesen war. „Ich habe nie an dergleichen glauben wollen", — sagte er ihm, „aber jetzt gestehe ich frei, es gibt Dinge, die über dem menschlichen Gesichtskreis stehen, die niemand, sei er auch mit dem grössten Scharfsinn begabt, je zu ergründen vermag. Zeuge dessen ist jene seltsame Prophezeiung aus dem Benediktinerkloster, die während der französischen Revoluiton ans Licht kam, und die ich kenne. Was bezeichnet sie? Ist ein anderer als ich damit gemeint? Wahrhaftig, wir sollten uns um alles an den wenden, der die Welt regiert, und uns die Lichtstrahlen wohl zunutze machen, die hier und da auf einige bevorzugte Wesen niedergeströmt sind, um uns über den wahren Weg aufzuklären, den wir einschlagen müssen, und uns frühzeitig von den Hindernissen zu unterrichten, die uns entgegenstehen können".

Die Geschichte dieser Prophezeiung ist in der Tat merkwürdig genug, und noch nicht bekannt, ich will sie erzählen, wie ich sie aus sicherer Quelle erfahren. Francois von Metz, Generalsekretär der Pariser Kommune, entdeckte sie. Es ist ja bekannt, dass zu Ende des Jahres 1792 und zu Anfang des Jahres 1793 die Königlichen Lustschlösser und die Gebäude, die Klöster, Abteien u. Kirchen auf Befehl der Bergpartei geplündert wurden. Hauptzweck dabei war, wenigstens nach der Absicht der Führer jener mit fürchterlicher Konse uenz alles auf die Spitze treibenden Partei, alle Papiere und schriftlichen Denkmäler zu vernichten, die Bezug auf Geistlichkeit, Adel und Königtum hatten. Die Bücher der öffentlichen Bibliotheken, insbesondere aber Pergamente und Handschriften aller Art, wurden auf das Rathhaus von Paris geschleppt, dort mussten sie einen förmlichen Prozess durchmachen, wurden in Anklagezustard versetzt, freigesprochen oder verdammt und demgemäss entweder erhalten oder alsbald verbrannt.

An einem Tage des Juni 1793 war eine ziemliche Anzahl von Bibliotheken verbrannt worden; in einem grossen Saale hatte man vorläufig die gefundenen Handschriften aufgestapelt und Francois von Metz schritt mit einigen Angestellten zum Urteil über dieselben und über die geraubten Bücher. Zuerst kam eine Masse theologischer und physikalischer, astronomischer und historischer Sachen; dann stiessen sie auf viele Bücher in Okta, Quart, Duodez, die alle in Pergament gebunden und mit einigen Zeichen versehen waren. Einige der Angestellten behaupteten, sie haben zur Bibliothek der Benediktiner gehört, während andere der Meinung waren, sie kämen aus der reichen bibliographischen Sammlung der Genovefianer. Ihre Ueberraschung war nicht gering, als sie sahen, dass sie Abhandlungen über die verborgenen Wissenschaften, über Astrologie, Alchymie, Nekromantie, Chiromantie, über die Kunst der Prophezeiung in allen Formen, enthielten.

Sie hatten schon fast alle die Schriften, die ihnen meist nur von geringer Wichtigkeit und der Ehre des Märtyrertums auf dem Scheiterhaufen nicht würdig zu sein schienen, in ihre Verzeichnisse aufgenommen, als ein kleines Büchlein in Duodez ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Es war das Buch der Prophezeiungen, verfasst von Philipp Noel Olivarius, Doktor der Medizin, Chirurg und Astrolog; dieses Buch enthielt noch, ausser der seinigen mehrere Prophezeiungen von unbekanten Verfassern, während nur die seinige unterzeichnet war: ausserdem stand auf der letzten Seite: Finis und die Jahreszahl 1542, in Ziffern, wie sie in sechzehnten Jahrhundert gebräuchlich waren.

Francois von Metz las Olivarius Prophezeihungen ganz durch, aber er verstand ihren Sinn durchaus nicht, hielt sie indessen für so wichtig, dass er sie mit eigener Hand abschrieb u. zu mehreren anderen Prophezeiungen legte, die er sich gesammelt hatte, und die sich später unter seinem Papieren fanden.

Natürlich verbreitete sich die Kunde von dieser merkwürdigen, neuerdings aufgefundenen Prophezeiung bald und sie kam in vielen Abschriften selbst in das grössere Publikum, während das Original der städtischen Bibliothek zu Paris verblieb, wo es mit mehreren andern derartigen Werken aufbewahrt wurde. Als Napoleon den Thron bestiegen hatte, ward ihm der Inhalt jener Prophezeiung mitgeteilt. Er wollte sie sehen, liess sich das Original derselben aus der Bibliothek kommen; es ist nicht dahin zurückgekehrt und niemand weiss, wo es geblieben ist. Gedruckt wurde die Prophezeihung übrigens nach einer der vorhandenen Abschriften im Jahre 1815: ferner in den Memoiren der Kaiserin Josephine von 1820 und 1827; auch der Buchhänd-

ler Eduard Brivon hat in seinem „Recueil de Prophetis“ einen nochmaligen Abdruck davon veranstaltet. Insoweit übrigens die Prophezeihung den Kaiser und die Wiederkehr und die nochmalige Verjagung des alten Königsgeschlechts betrifft, ist sie fast wörtlich eingetroffen.

Aus den letzten Kämpfen in Polen.

Nowosolna, 25 Dezember. Aus vorzüglicher Stellung befeuerten vorgestern die Geschütze unserer Feld-, sowie unserer schweren Artillerie die feindlichen Batterien und Schützengräben. Ein sehr heftiger Artilleriekampf war im Gange, als wir uns näherten, und der Aufenthalt hinter den Batterien war nicht ungefährlich. Die Russen „funkten“ tüchtig herüber. Da sie, wie mir im Feuer erprobte Artilleristen versicherten, meist zu weit schiessen, ist man in den Batterien selbst beinahe sicherer, als ein paar hundert Meter dahinter. Es schlugen tatsächlich, etwa 50 bis 60 Schritt nur seitlich von uns, mehrere Granaten in den Ackerboden ein, und als ein Auto und mehrere Herren zu Fuss sich auf die vor uns liegende, von der Landstrasse durchschnittene Höhe wagten, wurde diese Stelle sofort von einer feindlichen Batterie unter Feuer genommen — ein Beweis dafür, wie scharf die Artilleriebeobachter der Russen aufpassen. Sie hatten die Herren deren Neugier sich merkwürdig schnell legte, vermutlich für einen Stab gehalten, der abgesessen war.

Bis zum Einbruch der Dunkelheit dauerte der Kampf fort und mehrere Schützengräben der feindlichen Infanterie wurden von unseren Truppen gestürmt, etwa 200 Gefangene gemacht, sowie einige hundert Meter Terrain gewonnen. Die Lage genau östlich von Lodz hat sich also bisher nicht erheblich verändert, wenn auch Forschritte gemacht worden sind, und Kämpfe, wie der soeben kurz geschilderte, dürften auch die folgenden Tage ausfüllen. Wie in Erfahrung gebracht worden ist, haben die Russen an manchen Stellen 20 Schützengräben, zum Teil mit Stacheldrahthindernissen, hintereinander angelegt. Weiter von Süd, aus der Gegend von Piotrkow, wird gemeldet, dass die russische vierte Armee in nordöstlicher Richtung abzuziehen beginne, vermutlich, um nicht von den bei Warschau stehenden Truppen abgedrängt zu werden — eine Nachricht. die noch näherer Bestätigung bedarf.

Dass den Aussagen der russischen Gefangenen nicht ohne weiteres Glauben geschenkt werden kann, ist selbstverständlich. Oft machen sie sicherlich ganz falsche Angaben, um die Deutschen irre zu führen, oder sie schildern die Lage ihrer Truppe als verzweifelt, um ihre eigene Feigheit zu entschuldigen. Nur aus dem Vergleich der Angaben, wie sie von Leuten gemacht werden, die freiwillig oder unfreiwillig in unsere Hände fallen, lassen sich beobachtenswerte Schlüsse ziehen.

Uebereinstimmend sagten die bei Czenstochau und bei Lodz gefangen genommenen aus, dass die Wirkung unserer Artillerie und unserer Maschinengewehre eine geradezu vernichtende sei. Die russischen Schützengräben seien mit Leichen gefüllt, und viele Kompagnien hätten nur noch den vierten Teil ihres Sollbestandes, einzelne sogar nicht mehr wie 30 bis 40 Mann.

Kriegsweihnacht.

Grossvater, Grossmutter. Mutter und Kind
Schweigend beim Julbaum versammelt sind,
Julkerzen flackern mit traulichem Schein,
Flackern in tränende Augen hinein;
Vater ist draussen in blutiger Schlacht
Und heute, ach, heute ist Weihenacht.

Heute ist Weihenacht! Draussen im Feld
Stürmet den Feind der verwegene Held,
Vielen erglühet kein Morgenrot,
Finden im Sturme den Heldentod,
Aber der Sieg krönt die blutige Schlacht.
Heute — heute ist Weihenacht.

Heute ist Weihenacht, Im Lazarett
Ruhen die Wunden im warmen Bett,
Julkerzen glüh'n in des Zimmers Mitt'
Tränen im Auge schimmern mit,
Lob sei und Dank dir, Lenker der Schlacht!
Heute, ach, heute ist Weihenacht.

A. E. Eichenberg- Koss
dzt. Krakau.

Wie entsteht ein Volkslied?

Von
Dr. Eugen Lerch,
Privatdozent an der Universität München.

Ueber Begriff und Wesen des Volksliedes ist man sich noch keineswegs einig. Manche Forscher wollen als Volkslied in strengem Sinne nur solche Lieder gelten lassen, die vom Volke nicht bloss aufgenommen, sondern auch in Wort und Weise von ihm geschaffen worden sind; danach wären Goethes »Heideröslein«, Heines »Lorelei« und Eichendorffs »Mühlrad« eigentlich keine Volkslieder. Andere wieder behaupten, das »Volk« selbst, d. h. die ungebildeten Stände, insbesondere Bauern und Arbeiter, bringe überhaupt keine Lieder hervor: das Volkslied sei immer das Erzeugniss eines einzelnen, eines Höhergebildeten — wenn auch sein Name nicht immer bekannt wird. Danach gäbe es also überhaupt keine Volkslieder » in strengem Sinne«.

Lassen wir die graue Theorie und greifen wir hinein ins volle Menschenleben! Hat nicht schon dieser Krieg, der soviel Begeisterung ausgelöst hat, auch Volkslieder hervorgebracht?

Von der merkwürdigen Umdichtung des »Guten Kameraden«, die unsere Soldaten jetzt so viel singen, will ich nicht reden. Danach wird bekanntlich der Schlussvers einer jeden Strophe durch einen Gloriagesang ersetzt, so dass folgende dichterische Seltsamkeit zustande kommt:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'st du nit.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
Gloria, Gloria, Gloria, viktoria.
Mit Herz und Hand
Fürs Vaterland, fürs Vaterland!
Die Vöglein im Walde,
Die singen so wunder-wunderschön,
In der Heimat, in der Heimat,
Da gibt's ein Wiedersehn!

Dass das »Wiedersehn in der Heimat« mit dem »ewigen Leben« der letzten Strophe nicht recht zusammen stimmt, hat dem Siegeslauf dieser Verbesserung offenbar keinen Abbruch getan. Vielleicht stammt sie von jemand, der vom »Guten Kameraden« überhaupt nur die erste Strophe kannte, nicht aber auch die tragische Fortsetzung von der Kugel und dem ewigen Leben, von jemand, der überhaupt nicht wusste, dass das Lied von Uhland stammt, und der unter dem guten Kameraden unsern österreichischen Waffenbruder verstand, denn ich habe das Lied schon in den Tagen der Kriegserklärung Oesterreichs an Serbien singen hören. Dann aber würde der Dichter sicherlich nicht zu den »Höhergebildeten« zu rechnen sein. Warum er den Gloriagesang unvermittelt an den vierten Vers des »Guten Kameraden« gehängt und den fünften jedesmal erbarmungslos wegragiert hat, wird wohl immerdar zu den unerforschlichen Rätseln der Volksdichtung gehören.

* * *

Interesanter noch ist ein anderes Soldatenlied, dass sich gleichfalls in diesen Tagen der grössten Beliebtheit erfreut Es lautet:

Heimat, o Heimat, bald muss ich dich
[varlassen,
Den unser Kaiser, er ruft uns zu den
[Waffen
Frankreich lässt uns keine. keine, keine
[Ruh,
Morgen marschieren wir Frankreich zu.

Frankreich, o Frankreich, wie wird es dir
[ergehen,
Wenn du die deutschen Soldaten wirst
[sehen!
Deutsche Grenadiere, die tragen schwarz-
[weiss-rot,
Wehe, o wehe, Franzosenblut!

Bruder, ach Bruder, ich bin ja schon ge-
[scho-sen!
Feinliche Kugeln, die haben mich getrof-
[fen!
Geh und hol' mir einen, einen Feldarzt
[her,
Frag ihn, ob mir noch vielleicht zu hel-
[fen wär'!

Bruder, ach Bruder, ich kann dir ja nicht
[helfen,
Muss für das Vaterland tapfer weiter-
[kämpfen.
Helf dir der liebe, liebe, liebe Gott!
Heute oder Morgen marschieren wir fort.

Unsere Parole heist: Drauf auf die Fran-
[zosen!
Englische Söldner, die werden auch ge-
[droschen!
Und dann kommt der Russe noch im
[Osten dran:
's sind gar ihrer viele, die uns greifen an.

Heut oder morgen marschieren wir weiter
Ueber die Grenze nach Frankreich hinein!
Weit wohl über Berge, weit wohl über Tal,
Schatz leb wohl — auf ein anderes Mal!

Diese Version dürfte der »ursprüngliche Fassung« noch ziemlich nahe stehen. Nur statt »Franzosenblut« hiess es am Ende der zweiten Strophe wohl eher Franzosenbrut. Ein Hörfehler, wie er bei der mündlichen Verbreitung unschwer entstehen konnte. Dass der Dichter kein Literat ist, ersieht man aus Reimen wie verlassen: Waffen, geschossen: getroffen, helfen: kämpfen, Gott: fort, Franzosen: gedroschen oder gar weiter: hinein. Fürs Ohr genügen sie zur Not. Und wo erst die Melodie da ist, da kommt es auf die Reime nicht mehr so an.

Woher ist dieses Lied plötzlich gekommen? Niemand weiss es. Nur in »Deutschen Volksliedern aus Oberhessen«, die Dr. Otto Böckel-Marburg 1885 hat erscheinen lassen, findet sich (als Nr. 34 auf Seite 25) ein hessisches Soldatenlied mit folgendem, echt volkstümlich unzusammenhängendem Text.

Der Verwundete.

Kamerad, ich bin geschossen,
Eine Kugel hat mich getroffen,
Bringet mich nach meinem Quartier,
Dass ich gleich verbunden werd' allhier.

Kamerad, ich kann dir nicht helfen,
Helfe dir der liebe Gott selber,
Helfe dir der liebe Gott,
Morgen marschieren wir wieder fort.

Morgen früh um halber viere
Müssen wir Soldaten marschieren,
Marschieren wir zum Tor hinaus,
Schönster Schatz, und unsre Lieb' ist aus.

Ein jeder Gärtner hat sich zu bemühen,
Alles Unkraut auszuziehen.
Alles Unkraut wächst hinzu,
Schönster Schatz, und ich hab' keine Ruh'.

Keine Rose wächst ohne Dornen,
Ein jeder Mensch hat seine Sorgen;
Denn wo drei Verliebte stehn,
Da muss einer fort nach Hause gehn.

Wie köstlich naiv ist das Zugeständnis, dass mit dem Ausmarsch auch die Lieb' aus ist! Ein Gebildeter hätte so nicht gedichtet. Und an dieses Lied, das schon vor einem Menschenalter gedruckt worden ist, finden sich im Kriegslied 1914 deutliche Anklänge, nicht bloss in den beiden ersten Strophen, sondern vielleicht auch in dem »keine Ruh« der vorletzten Strophe — was aber auch Zufall sein kann. Dabei scheint das hessische Liedchen eine ganz andere Melodie zu haben. Wir haben also den merkwürdigen Fall, dass ein Soldat, vielleicht ein Hesse, ein altes Volkslied einer neuen Melodi anpasst und »aktuelle« Strophen hinzudichtet.

Wie alle Volkslieder, die wirklich im Volke entstanden sind, ist auch dieses in zahlreichen Varationen verbreitet. Da sie lehrreich dafür sind, wie ein solches Lied sich bei der Verbreitung verändert, so sei wenistens eines hierhergesetzt:

Deutschland, ach Deutschland, ich muss
[dich verlassen,
Deutschland, ach Deutschland, ich muss
[dich verlassen!
Frankreich, das lässt mir, das lässt mir
[keine Ruh,
Morgen marschieren wir nach Frankreich
[zu.

Mutter, ach Mutter, ich kann dir nicht
[helfen,
Mutter, ach Mutter, ich kann dir nicht
[helfen,
Helfe dir der liebe, der liebe Gott,
Morgen marschieren wir nach Frankreich
fort.

Frankreich, o Frankreich, wie wirds dir
[ergehen,
Wenn du die deutschen Soldaten wirst
[sehen!
Deutsche Soldaten, die haben frohen Mut,
Wehe dir, o wehe dir, Franzosenblut!

Bruder, ach Bruder, sie haben mich ge-
[schossen.
Feindliche Kugeln, die haben mich getroffen,
Bringet mich ins nächste, ins nächste
[Lazarett,
Dass meine Wunde verbunden wird.

Heut' oder morgen marschieren wir weiter,
Heut' oder morgen marschieren wir weiter,
Weiter, immer weiter über Berg und Tal,
Schatz, lebe wohl, bis auf ein andres Mal!

Hier ist also aus »Bruder, ach Bruder, ich kann dir nicht helfen« ein »Mutter, ach Mutter...« geworden, die Strophen sind dementsprechend umgestellt, die Strophe gegen die Franzosen, Engländer und Russen fehlt überhaupt (was darauf schliessen lässt, dass sie erst späteren Ursprungs ist), und drei von den fünf Strophen sind im Anfang nach dem Rezept behandelt: »Und wer das Lied nicht weiter kann, der fängt es wieder von vorne an«. Offenbar hat der Sänger, der diese Version verbreitet hat, schlecht verstanden oder schlecht behalten. Und gerade diese Wiederholung ist von hoher poetischer Wirkung.

Bei dieser Gelegenheit sei noch erwähnt, dass das bekannte »Wenn die Soldaten durch die Stadt marschieren« hier in München in folgender origineller Fassung, die von den gedruckten wesentlich abweicht, gesungen wird:

Wenn die Soldaten durch die Stad mar-
[schieren,
Oeffnen die Mädchen Fenster und Türen.
Ei warum? Ei darum:
Bloss zweng dem dschinerada, dschinera-
[da, bumdara,
Bloss zweng dem dschinerada, dschinera-
[da, bum!

Zweierlei Tücher, Schnurrbart und Sterne
Haben die Mädchen allesamt gerne.
Ei warum? Ei darum: ...usw.

Rotwein und Schinken und ein Stückchen [Braten
Geben die Mädchen ihren Soldaten.
Ei warum? Ei darum? ...usw.

Blitzen im Felde Bomben und Granaten.
Weinen die Mädchen um ihre Soldaten.
Ei warum? Ei darum: ...usw.

Kommen die Krieger wieder in die Heimat,
Finden sie die Mädchen alle schon ver- [heirat.
Ei warum? Ei darum:
Blos zweng dem dschineradа ...usw.

Wer versteht ihn, diesen letzten Vers? Er verdankt seine Entstehung wohl am meisten dem zwar nicht ganz regulären, aber eindrucksvollen Reim Heimat: verheirat. Tat nichts. Beim Singen kommt es eben weniger auf den Sinn als auf den Klang an!

Auszug ins Feld.

Das ist ja ganz nett, dachte Peter Nikoloff, welcher vom Dorfe ausgehoben war, dass es nun gegen die verdammten moslemischen Schweinehunde geht. Aber wenn ich totgeschossen bin, kann ich nicht mehr leben. Und wenn ich nicht mehr lebe, kann ich nicht mehr leben. Und ich habe mein Weib Marja sehr lieb. Denn wir sind erst ein Jahr verheiratet. Und in einem Jahr kriegt man die Ehe noch nicht satt.

Peter Nikoloff ging zu dem kleinen Leutnant Konstantin, den sie wegen seiner Freundlichkeit und Bereitwilligkeit auch gegen Untergebene im ganzen Regiment „Brüderchen" nennen, und klagte ihm seinen Kummer.

„Ja, das ist nun mal nicht anders", sagte Brüderchen, „wir müssen die Türken totschlagen".

„Weshalb?" fragte Peter Nikoloff.

„Weil es nicht anders geht!" sagte Brüderchen.

Peter Nikoloff begriff das.

„Aber ich habe ein Weib!"

„Ich habe eine Braut" sagte Brüderchen.

„Das ist nicht so schlimm" meinte Peter Nikoloff.

„O viel schlimmer!" entgegnete Brüderchen.

„Wenn ich aber totgeschossen werde?"

„Ist dein Weib hübsch?" fragte Brüderhhen.

„Sie ist schon". Peter Nikoloff war ordentlich stolz auf sich, dass er ein schönes Weib hatte, und es seinem Leutnant erzählen durfte.

„Wenn du tot bist, wird sie einen Andern heiraten", sagte Brüderchen.

Peter Nikoloff knirschte mit den Zähnen: „Ich hab einen Sohn!"

„Aber wenn du ein Kind hast", lächelte Leutnant Brüderchen, „dann beruhige dich nur, dann bist du besser daran als ich. Dann kannst du ja gar nicht totgeschossen werden".

Da nickte Peter Nikoloff ernshaft und schwer, gab seinem Leutnant die Hand und liess sich getrost in die Montur stecken.

Grosse, stille, heil'ge Nacht.

Grosse, stille, heil'ge Nacht!
Nie hast Du in ihren Tiefen,
So erfasst die Menschenseele,
Niemals je sie so ergriffen:
Wie in dieser grossen Zeit,
Da die Welt, ans Kreuz geschlagen,
Leidet wie ein Märtyrer
Für ein neues, grosses Tagen.
Hass und Missgunst, Neid und Rache
Haben diese Not geschaffen,
Derer zu erwehren sich
Heute müh'n die deutschen Waffen.

Lass' sie siegen grosser Gott,
Hilf' die dunkle Macht zerschlagen,
Die so namenloses Elend
Frevelnd in die Welt getragen.

Heinrich Tiwald.

Den Ungekannten.

Ihr Namenlosen,
Die keiner nennt,
Weil kein Auge euere Tat kennt —
Seid in Ehrfurcht gegrüsst.

Ihr Schweigsamen,
Die ihr auf stillen Posten gesiegt
Und wieder ins Glied tratet und [schwiegt —
Seid in Ehrfurcht gegrüsst.

Ihr Unbekränzten,
Die ihr, nicht wissend, die erste [Bresche gebahnt.
Eh' noch ein Feldherrnauge den Sieg [geahnt —
Seid in Ehrfurcht gegrüsst.

Ihr stillen Helden,
Die ihr kein Ehrenkreuz tragt.
Weil kein Mund nach euer Tat euch [gefragt —
Seid in Ehrfurcht gegrüsst.

Gefallene Vorposten,
Die ihr in Einsamkeit Schwerstes [vollbracht,
Ohne dass ein Auge euer geachtet —
Sei in Ehrfurcht gegrüsst.

Und du, gehärtetes Herz,
Das, eh' es Feinde wusste,
Erst sich selber besiegen musste —
Sei in Ehrfurcht gegrüsst.

Ungekannte, ihr alle
Bewusst oder unbewusst
Tragt ihr ein strahlendes Kreuz an [der Brust —
Seid in Ehrfurcht gegrüsst!

Alles Glück auf Erden,
Freunde gibt der Kampf!
Ja, um Freund zu werden
Braucht es Pulverdampf!
Eins in Drein sind Freund,
Brüder vor der Not,
Gleiche vor dem Feind,
Freie — vor dem Tod!

Nitsche.

Soldatenbrief.

Not kennt kein Gebot.

Die Schrecken des Krieges schildert ein bei den Verbündeten in Russisch-Polen kämpfender deutscher Landwehrmann wie folgt:

Hier sahen wir die ersten grösseren Truppenansammlungen. Ungarische Reiter mit roten Hosen und altmodischen Raupenhelmen, wie aus dem Museum entnommen, deutsche Kavallerie, Train, Pioniere mit Pontons u. viele Infanterie zog durch die Stadt, alles in der Richtung auf Warschau, auf der einzigen schönen, breiten und guterhaltenen Strasse, die ich in Polen sah. In der Stadt kaufte ich mir für 5 Mark 50 Pfennig eine wollene Unterjacke und Handschuhe, und bald ging es vorwärts, immer hinter den sich zurückziehenden Truppen her. Nur fern hörten wir an einigen der ersten Tage unsere Geschütze grollen. Dann mussten wir auch in den nächsten Tagen zur Abwechslung einigemal in Gefechtsformationen vorgehen, weil sich die Russen zu stellen schienen; aber immer war es umsonst, denn nachdem unsere Artillerie einigemal gebrummt wurde es wieder still und wir stapften dann wieder monoton durch nicht endenwollende Sandstrecken. Bisher war es uns weiter gar nicht schlecht gegangen. Abends immer hübsch programmässig einquartriert, hatten wir immer ein Dach über dem Kopfe und konnten nötigenfalls unsere Sachen trocknen, während es auf dem Herde brodelte und dampfte, und manche Gans musste ihr Leben lassen, um uns für den nächsten Tag zu stärken. In manchen Orten standen ganze Häuser menschenleer; da flogen natürlich die Federn ungeniert, anderfalls ging die Sache etwas mehr

Kriegerweihnacht.

Von Prof. Dr. Adolf Deissmann.

Weihnachten 1914! Noch keiner unter uns hat ein solches Christfest geschaut. Aber noch niemals ist es notwendiger gewesen als heute, dass der Heilige Christ bei denen einziehe, die sich nach ihnen sehnen; noch niemals hat ihn auch auf germanischer Erde eine so tausend fältige Sehnsucht wilkommen geheissen, und noch niemals ist es für die, die ihn kennen, sicherer gewesen, dass er bei uns einziehen will.

Einziehen will er als das Friedens- und Segenskind zu allererst in die Hunderttausende deutscher Häuser, wo Millionen von Kriegerkindern am heiligen Abend ohne ihren Vater sind, wo Tausende nur Witwen- und Weisenweihnacht feiern, wo Söhne, Brüder und von Bräuten Geliebte vermisst werden, weil des Schnee des Dezembers auf ihre Gräber fällt im fremden Land.

Einziehen will der Heilige Christ aber auch in die Häuser, wo der Krieg nicht das Opfer der Allernächsten gefordert hat... Auch im Kriegswinter sei die alte Kinderseligkeit der Weihnacht denen nicht versagt, die sich in der alten Weise freuen können, weil sie den Krieg noch nicht begreifen. Der Jubel der ganz Kleinen mag zusammenklingen mit der stilleren und gehalteneren Freude der grösseren Kinder, denen der Verzicht auf den Ueberfluss in früher Barmherzigkeit an den Freudelosen das Fest vertieft. Kindesfreude ist ein Kapital für die deutsche Zukunft; denn sie veredelt die Kräfte des Gemüst und stärkt die Zuversicht auch bei denen, die keine Wünsche für sich haben, weil ihr ganzes Sinnen und Denken dem Vaterland geweiht ist.

Aber die Weihnacht 1914 ist damit, dass sie ihre Wunderkräfte ausströmen lässt in der Heimat, nicht am Ende ihrer Sendung. Sie will Kriegerweihnacht sein; das ist diesmal ihr Letztes und Bestes.

Auch zu unseren Armeen hat sich der Heilige Christ aufgemacht. Wie sein Kreuz bereits vom ersten Kriegstag an Erlösung brachte, so will es sich auch am Fest seiner Erscheinung den um ihr Teuerstes Kämpfenden nicht unbezeugt lassen.

Wie Kinderweihnacht die Familien um die Krippe des Kindleins sammelt, so scharft Kriegerweihnacht die Mannen als Heerbann um den Starken, Gewapneten. Das Kind in der Krippe und der Starke, Gewappnete sind Einer.

Denn der Heilige Christ hat viele Gestalten. Sein Wesen erschöpft sich nicht in der sanften, götlich-liebreichen Milde, die Wunden verbindet. Dürstende labt, Sterbende tröstet, sein Wesen ist auch die Kraft, auch die Forderung und der Kampf. Nicht nur das stille Lamm Gottes ist er, sondern auch der Löwe aus Juda, der opferfrohe Blutzeuge, der Todesüberwinder. Friedensfürst und Gottheld zugleich ist schon der von den Propheten Erwartete, und die ältesten Weihnachtslieder der Christenheit lassen diesen Ton nachklingen, wenn sie den Erschienenen preisen.

Bei uns ist die heroische Seite seines Wesens lange im Hintergrunde gewesen. Sentimentale Weichheit hat die weichen Züge seiner Seele noch weicher gemacht und ein Christusbild geschaffen, das den Mann und das Kindlein nicht unterscheiden liess. Heute offenbart sich aller Verkennung zum Trotz, der ganze Christus, in seiner ganzen Liebe, aber auch in seiner ganzen Kraft und unser durch die harte Zeit geschärftes Auge hat die Fähigkeit wiedererhalten, den Sanftmütigen auch als den starken Gewappneten zu schauen.

Gewappnet tritt der Heiland zu den Gewappneten, hilfreich weilt der Waltende in unser aller Mitte.

Nicht für unser Volk allein kommt er. Auch im Toben des völkerscheidenden Weltkrieges bekennen wir seine Weltsendung und wir neiden ihn nicht den anderen, die nach ihm verlangen.

Aber deshalb ist es doch unsere beste germanische Mannentreue, mit der die deutsche Volksgemeinde in dieser Weihnacht sich um den Herrn der Männer schart.

Was stark in uns ist, und was treu in uns ist, wird der Starke und Getreue in uns mehren. Zähes Aushalten im Kampfe für das Teuerste, Einsetzen der eigenen Persönlichkeit für die vaterlandische Gemeinschaft, männliche Zuversicht statt müden Kleinglaubens, würdevoller Stolz gegenüber dem Hasse der Welt, Ewigkeitsglaube, der den Tod verachtet, und das Leben bejaht — diese seelischen Kräfte, die von dem Heiland ausströmen, sind Schild und Schwert für ein kämpfendes Volk.

Oeffnen wir denn, Ihr Brüder draussen bei den Rossen und wir alle drinnen im Land, deutsche Männer und Frauen, die Strom solcher Heilandskräfte unsere Herzen! Jeder einzelne! Durch die Adern unseres gesamten Volkskörpers wird die Kraft dann weiterkreisen. Läuternd und stählend, wird sie uns dem Sieg und dem Frieden entgegenführen u. belennen lassen:

„Genahet ist nun aus der Not Erlösung,
Hilfe vom Himmelskönig. Der Heilige Christ,
Der Waltende selbst kam in dieses Weihtum,
...Der Dinge nun
Möge sich freuen das Menschengeschlecht"!

im stillen, aber Federn flogen immer. Der eine zahlte, ein anderer nicht, je nachdem man eben Mitgefühl für die Bevölkerung hatte oder nicht. Das unvermeidliche „Nimma" konnte unsere Krieger selten in Verlegenheit bringen, und man suchte eben nach dem, was man brauchte. Ein „festes" Herz gehörte aber doch dazu, der armen Bevölkerung, die meistens die Tränen und das Jammern nicht sparte, etwas wegzunehmen, was denen selbst für Geld nicht feil war. Aber Not kennt kein Gebot und in dem Sande konnte unsere Verpflegung nicht immer schnell genug nachkommen. Doch nicht alein Nahrungsmittel u. s. w., sondern auch das schützende Dach verloren die Einwohner sowie ihr Vieh oft bei unserem Einmarsch. Wie eine wilde Flut strömte das Militär in die dürftigen Hütten, in Scheunen und Böden, beschlagnahmte Stube und Herd, und sehr oft irrte die Bevölkerung mit Kind und Kegel draussen im strömenden Regen herum. Das Vieh musste aus den Ställen weichen, um den Pferden Platz zu machen, die vollkommen erschöpft waren durch die Strapazen im russische Sand und Dreck. So war es auch an einem Tage der Fall, da der Regen vom eintönig grauen Himmel ständig herniederrieselte. Am Nachmittag waren wir angekommen und alles wollte natürlich an den wärmende Labung versprechenden Herd. Nachdem ich schnell einen grossen eisernen Topf annektiert und versteckt hatte, erstand ich von unseren Bauern mit einigen Kameraden eine Gans für 2 Mk. 50 Pfennig, die bald im Topfe brodelte; unser gefasstes Essen von der Feldküche schenkten wir vier Gansbesitzer (lauter Landwehrleute) unseren Kindern im Quartier. Zuerst hatten die Bewohner, Mann, Frau und zwei Kinder von drei und fünf Jahren, sich in der Stube still in eine Ecke gedrückt, waren aber bald verschwunden, weil sie doch überall im Wege waren und mancher junger Krieger seinen Unwillen darüber geäussert hatte, denn die Sorge um das eigene Ich überwiegt bei „richtigen Kriegern" bald alle Sentimentalität. Nun, unsere Gans sass im Magen gleichwie bei den anderen das Huhn oder sonst was. Der Abend war gekommen und alles hatte sich schon nach einem Ruheplätzchen für die Nacht umgeschaut und jeder halbwegs geschützte Winkel war ausgenützt. Um mir für den Abend und den anderen Tag etwas Wasser zu besorgen, ging ich noch an den Bach, der drei Minuten abseits vorbeifloss, und hier fand ich auch meine Quartierleute wieder. Es war 8 Uhr abends und längst dunkel. Eintönig tropfte es immer noch vom trostlosen Himmel und stumpfsinnig schaute der aufrecht stehende Bauer vor sich hin, während die Frau in hockender Stellung ihre Lieblinge in ein grosses Tuch hüllte, welches sie um die Schulter geschlagen hatte. All' mein Bemühen, die Leute zu bewegen, mir zu folgen, damit ich ihnen einen Platz unter Dach verschaffen konnte, war ergebnislos. Nur eine abwehrende Handbewegung erhielt ich zur Antwrt. Ich rollte dann ein grosses, aus Strohseilen dicht geflochtenes Fass herbei, damit man die Kinder darin gegen den kalten Wind schützen sollte; aber ich erhielt dieselbe Antwort wie vorher, worauf ich, den Krieg verwünschend, meinen Lager zuschliech.

Was die Familie in jener Nacht noch angefangen hat, habe ich nicht erfahren, doch habe ich jenen Eindruck lange nicht vergessen können, denn ich habe ja selbst einige Kinder zu Hause und dachte mit Grauen daran, dass diese einst auch in solche Lage kommen dürften, wenn es uns nicht gelänge, die Grenzen zu schützen. Wie zufällig klingt's mir ironisch in den Ohren: „Der Krieg ist herrlich, der Krieg ist schön!" Käme mir der Schreiber dieser Zeilen einst zu Gesicht, ich wollte ihm seine Theorie austreiben.

Am darauffolgenden Tage wurden wir in einem Orte, an der Strasse gelegen, einquartiert. Die Bewohner waren meist geflüchtet, vielleicht schreckte sie der Tote im Strassengraben. Ein toter Jude lag im Graben lang ausgestreckt. Wie ich erfuhr, hatten ihn Kosaken gehängt, weil er einem abgesessenen Uhlanen das Pferd gehalten hatte, was die Kosaken beobachtet hatten. Wir mussten an jenem Tage die Strasse ausbessern, denn tiefe Löcher machten den Transport schwierig und es sollten einige Armeekorps hinter uns die Strasse passieren. Bei der Arbeit konnten wir den Schotter gut brauchen, der von den Russen vorher angefahren war, jedenfalls, um die Geschütze u. s. w. besser nach Deutschland bringen zu können. Leider reichten die Steine nicht, und wir holten dann aus einem grossen Gutshof riesige Mengen kleiner Tonröhren, die für Bauzwecke dort aufbewahrt wurden. Alles wurde zerschlagen und in die Löcher gefüllt. Dabei mussten auch die Einheimischen mithelfen. Wie bald werden die Stücke zu Mehl zerfahren gewesen sein und eine ehemals mühsame Menschenarbeit war vernichtet; so ist der Krieg. Wenn Naturereignisse der Menschen Werke nicht vernichten, tun's die Menschen selber. Aber Not kennt kein Gebot.

Vom Tage.

Lehren der Zeit.

„Wir müsen umlernen" hiess es in der Naturwissenschaft, so oft irgendein mit ausserordentlicher Erkenntniskraft Begabter ein Gesetz der Natur auffand und damit einen Fundamentalsatz der Wissenschaft im Laufe der letzten hundert Jahre umstiess. — Namen wie Lavoisier, Robert Meyer, Arrhenius, Van't Hoff, bezeichnen ebenso viele Revolutionen im Ahnen der Natur, — und jede dieser Revolutionen zwang Lehrer und Schüler, aus einem gutgefügten Haus, in dem sie es sich wohnlich eingerichtet hatten, auszuziehen und sich ein neues, widerstandsfähigeres, dem neuen Wind gewachsenes Haus zu bauen.

Wir erleben die grösste, Einzelwesen, wie Staatswesen in Mitleidenschaft ziehende Revolution der seit einem Jahrhundert geltenden Gesetze über das Verhältnis des Staates zum Staate. Nie — es sei denn in Zeiten, denen wir Kultur im modernem Sinne aberkennen — war die Kultur solchen Erschütterugen ausgesetzt, nie hat eine über dem Menschen thronende Kraft, die man vielleicht den Weltgeist nennen wird, unbarmherziger Probe abgehalten mit dem Riesengebäude, das sich die Menschheit aus Erkenntnis und Sittlichkeit gezimmert hat.

Wird es standhalten, und werden die Ueberlebenden zukünftigen Geschlechtern darin Wohnstätten bereiten? Oder wird die mit dem Weltfrieden beschenkte Menschheit ihre erste Aufgabe im Abtragen eines Trümmerhaufens und Aufbauen eines neuen Wohnhauses sehen? Geben sich vielleicht jetzt schon Anzeichen für den einen oder den anderen Ausgang als solche zu erkennen?

Bisher scheint es, als würde das alte Gebäude bestehen bleiben und den Bedürfnissen einer späten Zukunft genügen. Die Pfeiler stehen unangetastet, mag auch vom Gemäuer hier und dort feiner Staub herabrieseln. Es zeigt sich, dass unsere Vaterlandsliebe, Gottesfurcht, der Glaube an den Lohn, der in der Tat selbst wohnt — sittlicher Besitz längstvergangener Geschlechter — und die Kenntnis der Natur und des Menschen — Errungenshaften der jüngsten Vergangenheit — haben sich als Verteidigungswaffen in diesem furchtbaren Kampfe der Völker glanzvoll bewährt. Die moderne Kriegstechnik hat persönlichen Mut ebenso wenig überflüssig gemacht, wie Geschicklichkeit, Schlauheit, Muskelkraft. Die Diplomatie des zwanzigsten Jahrhunderts — man hielt sie für ein Wunderwerk überlegener Geistigkeit — hat sich mangels einer primitiven Hervorbringung des Menschengeistes: der Moral, als schwach und lebensunfähig gezeigt. Der Satz, dass Ehrlichkeit und Fleiss weiter kommen als Talent und Unehrlichkeit — er stand in den Fibeln unserer Urgrossväter — wurde im Feuer erhärtet.

In diesem Krieg behalten die Sprichwörter recht. Die einfachste Weisheit zeigt sich als die beste. Fliegerpfeile und Zweiundvierzig-Zentimeter-Mörser haben bisher keine einzige Schulweisheit zuschanden geschossen. Die rauhe Zeit, in der Kaiser wie Männer aus dem Volk gleich hundert Aestheten wiegen, hat für Paradoxa — man sagt sie seien die Weisheit der Zukunft — keine Verwendung. Es scheint, als würden wir nicht umlernen müssen.

Ein schwieriger Fall.

Wer von den „lieben Juden" des Zaren noch nicht genügend die Liebe des Väterchens in den von oben organisierten Pogroms und Bedrückungen der früheren Jahre kennen gelernt hat, den mag die nüchterne Notiz unter obiger Aufschrift in einer der letzten Nummern des Moskauer „Utro Rossij" eines Besseren belehren. In einem aus privaten Mitteln errichteten Provinzhospital wurde einem schwerverwundeten jüdischen Soldaten, der sich schon vorher wiederholt im Felde ausgezeichnet hatte, ein Arm amputiert. Nach der Operation sollte er als zum weiteren Dienst untauglich, in die Heimat „befördert", das heisst abgeschoben werden. Inzwischen war aber sein Heimatsort von den deutsch-österreichisch-ungarischen Truppen besetzt worden, so dass seine Heimbeförderung nicht erfolgen konnte; da er aber als „lieber Jude" in der ausserhalb des jüdischen Ansiedlungsrayons gelegenen Stadt, in der ihm der Arm amputiert wurde, keine Aufenthaltsberechtigung hat, entstand die für das Staatswohl hochwichtige Frage, wohin der für das Vaterland zum Krüppel geschossene Mann zu stecken sei. Der Gouverneur wandte sich in diesem schwierigen Fall an das Ministerium des Innern, dieses an den Senat, berichtet das Moskauer „freisinnige" Hetzblatt, ohne auf den einfachsten Ausweg aus diesem Dilemma hinzuweisen, dem Mann nämlich noch den Kopf zu amputieren. Was lässt sich von einer Regierung, die zu einer Zeit, wo eine Viertelmillion ihrer jüdischen Bürger unter der sie stets verratenden Fahne kämpfte, allen elementaren Begriffen von Menschlichkeit und Erkenntlichkeit Hohn spricht, für die Zukunft erwarten? Und was sagen die angeblich für die Gleichberechtigung eintretenden französischen und englischen, Liberalismus heuchelnden Bundesgenossen dazu? Sie nennen den „grossen" russischen Alliierten eine Dampfwalze, die alles vor sich her platt drückt. Diese Dampfwalze die seit jeher stets in erster Linie das eigene, geknechtete Volk zu Tode presste, wird die Bundesbrüder wohl noch dazu bringen, auch in ihren Gefilden Ansiedlungsrayons zu schaffen; die Konzentrationslager hätten sie ja schon.

Schon gab es hier und dort in Russland kleine schüchterne Pogröm-

Die Kampfesweise der Serben.

Nichts in diesem grossen Kriege gibt dem sehenden und militärisch geschulten Beobachter ein so unbestechlich wahres Bild über die Art der Kämpfe, als der wiederholte Besuch frisch verlassener Schlachtfelder. Während der Kämpfe wird der Zuseher von tausend Details abgelenkt und verliert dadurch den Blick für das allgemein Gültige, auch sieht er nur einen kleinen Teil der eigenen Stellungen, die des Gegners aber wohl fast gar nicht, sein Gesichtsfeld ist winzig, seine Erfahrungen persönlich und streng örtlich begrenzt. Ich habe jetzt die Serben u. die unseren in ihren harten Kämpfen verstehen gelernt, und da kam die gelegentliche Illustration eines nüchtern berichtenden Mitkämpfers als Ergänzung sehr willkommen. Vor dem Kriegslatein muss man sich mehr hüten, als vor den Erzählungen der Jäger: dieses Latein wird auch in Form von Zeichnungen angeblicher Augenzeugen geliefert und fälscht die Vorstellungen vom Bilde aller unserer Kämpfe gründlich; vielleicht haben die Schlachten vor hundert Jahren so ähnlich ausgesehen. Vor allem muss man sich darüber klar werden, dass wir weder im Süden noch im Norden, ebensowenig wie die Deutschen einen frischen und fröhlichen Krieg führen, sondern, dass dieser Krieg langweilig, dickflüssig u. nervenzerreissend ist. Es ist eine Ausnahme, wenn einmal Fahrt in die Sache kommt, wenn man die Beine benutzen kann, um zum Feinde zu gelangen, statt sich ewig mit dem Spaten vorzuwühlen. Es sind heute nicht nur die ins Ungeahnte erhöhten militärischen Machtmittel, die gegeneinanderstehen, sondern diese sind noch dazu in ihrer Widerstandskraft um ein Mehrfaches erhöht worden durch die gleichzeitige Anwendung des Positionskrieges, der in der Mandschurei seine Wiedergeburt erlebt hatte. Serben und Russen hatten ihre frischen Kriegserfahrungen in diesen wieder neuen Künsten, wir staken noch in alten Erinnerungen an den Bewegungskrieg und mussten rasch umlernen. Das Lehrgeld war hoch, aber nicht umsonst gezahlt. Ich habe bereits die Macva, das serbische Flandern beschrieben, denn dort findet das überall gleiche Verteidigungssystem noch eine besondere Verstärkung durch ausgedehnte Sümpfe, die mehr noch als Wasserlinien, jedes künstliche Hindernis, und sei es das beste und stärkste, bei weitem übertreffen. Die Serben taten nun das einzig richtige, sie versammeln ihre Hauptkraft im Nordwesten ihres Landes, von wo sie jeden gegen ihr Land geplanten Einmarsch unserer Truppen, falls wir nicht direkt angriffen, mehr oder weniger flankieren konnten; hiezu kam noch die allgemeine Insurgierung des Landes, die sehr starke Kräfte für Deckung unserer rückwärtigen Verbindungen erfordert hätte. So ergab sich für uns die Angriffsnotwendigkeit unter besonders schwierigen Bedingungen, da der Gegner auch an Zahl überlegen war, und zudem über ein vorzügliches Kundschaftswesen verfügte. Ausserdem war es bittere Notwendigkeit, frontal, also so anzugreifen, wie es am schwierigsten ist. Wie schwer das aber ist, kann man an unseren Schützengräben sehen, die manchmal schon auf fünfzig Schritte weiter vorne neu gezogen werden mussten; jedes sich zeigende Ziel konnte auf einen oder auch mehrere sofortige Treffer rechnen; dieses Ziel waren aber immer nur wir, da wir vorwärts kommen wollten, während es den Serben in erster Linie nur um Zeitgewinn zu tun sein musste. Wenn man aber nicht vorgehen konnte, musste man sich vergraben, und zwar ohne während dieser Tätigkeit beschossen werden zu können, also mannshohe Laufgräben mit schützender Schrapnelldecke darüber, eine ungeheure Arbeit, zu deren Ausführung nicht nur Geschicklichkeit,

chen. Die Regierung verfehlte nicht, dem „Schwarzen Hundert" durch die nach altbewährtem Rezept beobachtete Passivität zu bedeuten, dass das „freiwillig bis auf Widerruf" erfolgte Verbot von Ausschreitungen nun nach beendeter Mobilisation nicht mehr zu befolgen sei. Die reicher als je vorher aus den unkontrollierten Dispositionsgeldern der Kriegsmittel subsidierte „schwarze Presse", voran das Leibblatt des Zaren, „Die russische Fahne", stellt fest, dass bloss die Juden und Liberalen den Krieg angezettelt haben. Das Niveau dieses Blättchens, das ausser dem Hofe keinen zahlenden Abonnenten hat, kennzeichnet die Behauptung. Belgien sei von dem von jüdischen Gled gekauften Deutschland besetzt worden, um es zu einer jüdischem Gelde gekauften Deutsch-Präsident der Vereinigten Staaten, dessen Name Wilson allein schon seine jüdische Abstammung beweise (das verräterische h in seinem Namen unterschlägt dieser schlaue Semit), sei der Initiator dieses Planes.

Die „Nowoje Wremja", von der der Führer der Kadetten in der Duma sagte, es gäbe wohl ein schlechteres aber kein gemeineres Pressorgan in der ganzen Welt, ein Wort, das in ganz Russland jeder Intellektuelle gern unterschreibt, befasst sich von neuem mit Denunziationen jedes liberalen Hauches, wie wenn sie nicht in den ersten Kriegswochen die Verbrüderung des ganzen russischen Volkes und aller seiner Nationen, die Liebe des Russen zu dem Juden, des Armeniers zu dem Tataren und das Verschwinden jeglichen Parteihaders mit freudigen Krokodilstränen begrüsst hätte.

Jeder Tag bringt neue Hausdurchsuchungen und Verhaftungen; den liberalen Emigranten, denen die Regierung freudige Aufnahme für ihre patriotische Rückkehr versprach, wird sofort beim Betreten russischen Bodens tatsächlich eine solche mit Willkommenguirlanden an den Toren der Kasematten zuteil. So ging es dem alten Burzew, dem Enthüller der Azew, Harting und anderer mit Ehren überhäufter Provokatoren; so ging es den Kandaurow, Dan, Gerzig, Bychorski und all denen, die der Aufforderung der Regierung Folge leisteten. Heute geht natürlich keiner mehr, der es wagt, oder je gewagt hat, gegen den Zarismus seine Stimme zu erheben, auf diesen Leim, denn der Zarismus ist rachsüchtig bis ins dritte Glied; er vergisst nichts und rächt die Sünden der Väter an den Kindern und Kindeskindern.

Sogar der Beilisprozess muss noch einmal herhalten, und die Pressprozesse, die wegen irgendwelcher Berichte aus diesem Prozess in Schwebe waren, werden wieder aufgewärmt und enden natürlich mit den vom Justizministerium angeordneten Verurteilungen.

Nach wie vor besteht die berüchtigte dreiprozentige Norm, wonach von je hundert Hochschülern bloss drei jüdischer Konfession sein dürfen; die grosse Masse dieser an ausländischen Universitäten studierenden Russen, die auf die Versprechungen der Regierung, sie ohne weiteres im laufenden Semester zu immatrikulieren, unter den grössten Entbehrungen über Konstantinopel, Saloniki, Marseile oder England, kurz auf allen Wegen nach Russland eilten, um hier ihr Diplom zu erlangen, sieht sich nun zwischen zwei Stühlen auf der kalten Erde des Ansiedlungsrayons, sofern sie nicht gleich bei der Ankunft ins Heer gesteckt wurden, um nach etlichen Kolloquien an einer ausländischen Universität die heimatliche Knute eines Dessjatniks oder Unterleutnants zu fühlen. Versprechen und nicht halten war immer die Stärke des Zarismus. Zu geknechtet und zu indolent war das Volk, um sich dagegen wehren, geschweige denn auflehnen zu können. Es wird nach allen Anzeichen in nicht allzu ferner Zeit anders werden, und dann beginnt die „schwierige Frage" für den verlogenen Zarismus.

Die Verwundeten in Meran.

Jüngst soll in Meran eine Verfügung erlassen worden sein, die den Verwundeten das Erscheinen in den Promenadeanlagen von Meran verbietet. Ueber die Instanz, von welcher dieses Verbot ausging, wird nichts Genaues mitgeteilt, so dass sich die Kritik dieses Vorganges nicht gegen eine bestimmte Behörde richten kann. Nach einem Meraner Blatte sei die Ursache des Promenadeverbotes in der starken Mitgenommenheit der Uniformen der verwundeten Soldaten, dann in dem Umstande, dass die Verwundeten von Promenierenden mit Gaben beteilt wurden und dass sich spionageverdächtige, fremde Elemente an sie gedrängt hätten, zu suchen. Man kann sagen, dass Entrüstung die Gefühle angesichts eines solchen Verbotes u. seiner Motivierung nur sehr unvollkommen ausdrückt. Hier scheint es uns an der Zeit vor allem einmal wirklich die Verantwortlichkeit festzustellen und an demjenigen, der verantwortlich ist, ein Exempel zu statuieren. Freilich, in den Schützengräben, auf den Dauermärschen und im Nahkampf bleiben die Uniformen und die Schuhe nicht sehr geschont, und Bügelfalten in der Hose spielen da keine Rolle. Will die Kurverwaltung das etwas hergenommene Exterieur der verwundeten Krieger auf ihre Kosten verschönern, es wird ihrs keiner übelnehmen, und sammelt sie selber Liebesgaben für die Verwundeten, dann hört sich die separate Beschenkung eines einzelnen auf. Wenn sich aber spionageverdächtige Elemente in den Kuranlagen herumtreiben, so sind diese und nicht die verwundeten Soldaten zu entfernen. Wir denken, dass man von einem solchen Skandal nicht ein zweites Mal hören wird.

Der Dank an Japan.

Zu dem tragischen Humor dieses Krieges hat sich ein neuer gesellt, recht ausgiebig an Paradoxie: Grossbritanniens Freudentaumel über die japanische Waffenbrüderschaft. Der letzte Anstoss sind die Häscher- und Treiberdienste, die japanische Kreuzer bei der Parforcejagd auf das ostasiatische deutsche Geschwader leisteten. Ist es doch eine nette psychologische Merkwürdigkeit, dass unter der kaukasischen Rasse jenes Volk, das am hochmütigsten den Rassenstolz seinen farbigen Untertanen gegenüber äussert, dass England, dem selbst der hochgeborenste Inder heute noch ein Paria, mit dem er jede Bluts- und Freundschaftsverbindung verpönt, nun am emsigsten und schmeichlerischesten den Gelben Liebesdienste und Gunstbezeigungen bietet. Gerade den Gelben, die nicht nur dem natürlichen Rasseninstinkt des Europäers fremd, unheimlich, antipatisch erscheinen, die auch politisch eine Fülle beklemmender Gefahrsmöglichkeiten darstellen. Mehr noch aber: Englands Freude vom heutigen Tag grenzt an die Selbstironie eines Lebensmüden. Was soll der Jubel, dass deutsche Kultur und deutsche Macht aus dem Osten vertrieben? Wenn es wirklich eine Verbannung für ewig wäre, wie die zwischen den englischen und der japanischen Marine gewechselten Gratulationen behaupten, wer hätte zunächst und zumeist den Nachteil von diesem Sturz europäischer Hegemonie? Die Briten Sir Edward Greys haben nicht genug Takt und Selbstachtung mehr, sich der Hilferufe zu schämen, die sie, die einst meerbeherrschenden, an die Flotten aller Verbündeten richten mussten, um ein paar spärliche deutsche Kriegsschiffe auf hoher See, fern der Heimat und allen Hilfsquellen, ablassen zu können. Die Grösse und Hitze des Deutschenhasses mag solche Erniedrigung, die sich ihrer selbst nicht mehr bewusst, freilich zum Teil erklären. Unbegreiflich aber bleibt in allem die politische Kurzsichtigkeit, die Japans wahre Absichten noch immer mit der Nibelungentreue gegen den britischen Löwen indentifiziert. Die wider das Versprechen vollzogene Zurückbehaltung des mit Uebermacht gewonnenen Tsingtau, die brutale Neutralitätsverletzung gegen China, die freibeuterische Okkupation der deutschen Südseeinsel, jetzt gar das Verlangen, für eine eventuelle Truppensendung nach Europa die Flagge des Mikado über Indochina hissen zu dürfen, dies alles müsste doch genügend Licht verbreiten. England hat ein gewaltiges Interessengebiet in Osten: den ungeheueren Komplex Australiens, der militarisch wie maritim gegen einen japanischen Einbruch wehrlos wäre. England hat den Hongkong-Handel zu riskieren, Singapore zu verlieren und damit die merkantile Beherrschung der Malakkastrasse. England mag sich vorsehen. An Deutschlands Adresse haben die japanischen Studienkommisionen einst noch viel wärmere Freundschaftsbezeigungen geliefert. Die englische Freude soll nur nicht zu kurz sein.

Das Prozent mit der Zahl.

Neben den Lügenberichten der Dreiverbandmächte haben ihre zahlenmässigen Aufschneidereien bisher in diesem Krieg eine ganz besondere Rolle gespielt. Die Millionenheere des Herrn Kitchener, die Hunderttausende der englischen Kolonialkontigente haben schon internationale Berühmtheit erlangt, ebenso wie die Millionenwalze, welche Russland angeblich über Deutschland abrollen lassen wird. Bisher geht es aber dieser russischen Millionenwalze etwa so wie der viel belachten Börsenlawine: bald rollt sie herauf, bald rollt sie herunter. Immerhin hat das Spiel mit den grossen Zahlen etwas für

sondern noch mehr Geduld erforderlich ist. Die serbischen Deckungen sind in allgemeinen viel sorgfältiger, mit mehr Zeitaufwand und von langer Hand vorbereitet, ausgeführt, wie die unseren, die immer nur nahe am Feind gemacht werden konnten, da wir ja die Vorgehenden waren. Umgekehrt hatten die Serben ihre Aufnahmstellungen, in die sie im Notfalle zurückgingen, immer schon längst in Ruhe fertiggestellt, diese Arbeit mit Vorliebe unseren armen Gefangenen und ihren eigenen Weibern, die den Truppen in Massen folgten, übertragen. Die Weiber hatten auch für das Essen zu sorgen, bezw. dieses zu bereiten oder zuzutragen, was mit grösster Aufopferung geschehen ist und zugleich möglichst viele Männer für die Feuerlinie ergab. Die Schützen in dieser waren aber, ebenso wie die Russen mit enormen Munitionsmengen versehen, denn jeder Mann hatte ausser seiner in den verschiedenen Patronentaschen befindlichen Dotation von 180 Patronen weitere 400 in einer grossen Blechschachtel neben sich. Die serbischen Artilleriestellungen aber waren sehr nahe hinter ihrer Infanterie, und zwar in meist kaum aufzufindenden, vorzüglich maskierten Stellungen. So konnte die Artillerie auf relativ kurze Distanzen, also sehr intensiv wirken; die Geschütze waren übrigens neuesten Musters von Schneider in Creuzot und wurden sehr gut bedient. Viel Gebrauch wurde seitens der Serben auch von falschen Geschützestellungen gemacht, die uns über die echten Positionen zu täuschen bestimmt waren. Auch von den massenhaft umherliegenden Kürbissen wurden durch aufgesetzte Soldatenmützen Köpfe fabriziert, die mit Stangen ein wenig aus der Deckung gehoben, unser Feuer auf sich ziehen sollten. In einem mir bekannt gewordenen Falle hat dieser Scherz für die Serben recht böse Folgen gehabt. Denn auch der betreffende Schützengraben war ein blinder, der sonst nicht benutzt wurde. Es wurde daher von unseren Leuten scheinbar ernsthaft auf die Kürbisse, die manchmal geschickt bewegt wurden, geschossen, aber auch gleichzeitig an eine in der Flanke postierte Batterie telephoniert, dass der Graben jetzt beschossen werden könne. Die Wirkung war gründlich, man hörte das Schreien der Verwundeten, eine Menge blieb gleich tot. Von der Schwierigkeit, eigene, zwischen beiden Feuerlinien liegende Leichen zu bergen, ein Beispiel. Bei Crnabara, einem besonders wichtigen serbischen Stützpunkte, konnte man wochenlang nur wenige hundert Meter Raum gewinnen; ein Leutnant, der nachts rekognoszieren wollte, wurde dort erschossen, seine Leiche konnte nicht geborgen werden, bis sich sein treuer Bursche so weit vorgrub, um die Leiche mit einem geworfenen Strick zu umfassen und zurückzuziehen. Andererseits kam es oft zu einem Einverständnis zwischen beiden Linien, wenn es sich um solche Angelegenheiten handelte. So weit mir bekannt, haben die serbischen Soldaten auch stets auf Verwundete oder Hilfsplätze Rücksicht genommen, wo sie in der Lage waren diese als solche zu erkennen. Ausschreitungen der Komitatschis, die zwar als militärisch organisiert, völkerrechtlich die Rechte von Soldaten haben, aber auch denselben Pflichten unterworfen sind, zählen nicht hierher; die Serben halten es mit ihnen nach dem Grundsatz: „Man braucht sie und verachtet sie zugleich". Es kann sogar gesagt werden, dass sich heute zwischen den beiderseitigen regulären Truppen aus dem anfänglichen wilden Hass und tiefer Geringschätzung im Laufe des Krieges eine gewisse Hochachtung entwickelt hat, die für die Zukunft manch guten Keim birgt. Die Serben haben sich in ihrer Verteidigung zum Beispiel zäher und viel leidenschaftlicher gezeigt, als die Russen, man könnte sie fast als slavische Tiroler bezeichnen. Die serbische Kavallerie hat ihrer geringen Zahl und untalentierten Ausbildung wegen keine Rolle gespielt, wurde aber in dem ihr zufallenden Nachrichtendienst mehr als reichlich durch die Mithilfe der Bevölkerung ersetzt. Dieses Kapitel würde für sich ein Buch füllen, jedenfalls waren die diesbezüglichen Vorbereitungen lehrreich. Der Mangel an Pferden brachte es mit sich, dass nicht nur die Trainfuhrwerke, sondern auch die Geschütze vielfach mit Ochsen bespannt werden mussten. Dieses nur für langsame Bewegungen geeignete Auskunftsmittel hat bei den letzten raschen Rückzugsbewegungen völlig versagt. Die Rinder fielen in Massen und ein Grossteil des Trains ging dadurch verloren. Der von der serbischen Armee gewonnene Gesamteindruck gibt das Bild einer sehr tüchtigen, aufopferungsfähigen und klugen Landesverteidigung, in der alle guten Eigenschaften des Menschenmaterials zur vollsten Entfaltung gebracht wurden, während man die Schwächen geringerer Festigkeit im Angriff durch verteidigungsweise Kriegführung nicht empfand. Der eingetretene Frost wird die innere Uebergelegenheit unserer Truppen gegen die Serben, wenn ihnen das Eingraben nicht mehr möglich sein wird, noch deutlicher hervortreten lassen.

sich, denn je grösser eine Ziffer wird desto weniger kann sich die grosse Masse dabei denken. Darauf rechneten wohl die „Times“, als sie jüngst schrieben, der Krieg könne nur mit dem schliesslichen Siege der Verbündeten enden, da 250 Millionen Menschen unter sonst gleichen Bedingungen 115 Millioen schlagen müssen. Die meisten Leser nehmen wohl die 250 Millionen des Dreiverbandes auf Treu und Glauben, ohne weiter darüber nachzugrübeln. Aber rechnen wir nach: England 36 Millionen, Frankreich 40 Millionen, Russland 160 Millionen, das macht zusammen 236 Millionen Einwohner: die restlichen 14 Millionen reichen wohl für Belgier, Serben und Montenegriner. Nun die Zahl der Gegner: Deutschland 65 Millionen, Oesterreich-Ungarn 52 Millionen, Türkei 25 Millionen, macht zusammen 142 Millionen, das Verhältnis steht also nicht 250 zu 115, sondern zu 142 und zu diesen 142 kommen nun die Millionen jener Völker, die der Fahne des Propheten im heiligen Kriege folgen werden. Sie dürften den Kongonegern, und den Gourkhas die Wage halten und auf diese Weise schon rein ziffermässig das Gleichgewicht herstellen. Ziffermässig, denn qualitätsmässig bedarf es dessen nicht. Noch niemals haben Söldnerheere dauernd gegen Volksheere sich behaupten können. Wenn das tapfere franz. Heer wird niedergerungen sein, werden die englischen Söldner wie Spreu zerstieben, und dann mag geschehen, was die „Times“ schon heute mit lapidaren Worten verkünden: „Wenn wir aber nicht die Ereignisse beschleunigen können, könnten die gebrachten Opfer den von den Besiegten erreichbaren Kompensationen die Wage halten, so dass wir aus dem Sieg keinen Nutzen ziehen würden. Der von den Engländern begangene Fehler war hauptsächlich die mangelhafte Vorbereitung. Diese Dinge müssen am Ende des Krieges untersucht werden. Wenn gewisse Leute das erhalten, was sie verdienen, werden sie gehängt“. Wir fürchten nur, wenn alle gehängt werden, die es verdienen, so wird es an Stricken fehlen.

Antworten der Redaktion.

Major L. P, in... John Bull als Bezeichnung des englischen Volkes stammt aus John Arbuthnots (1675 -1735) politischer Satire History of Jon Bull (1712) Der Hoforganist John Bull gilt als Komponist des Volksliedes „God saye the king“. Weil dieser Tondichter so Volkstümliches schuf, mag Arbuthuot darauf verfallen sein, dessen Namen auf das Volk im ganzen anzuwenden.

Ltn. W. P. Krakau. „Europa wird in zehn Jahren Kosakisch oder republikanich sein“ hat Napoleon I. in diesor bestimmten Form nicht gesagt. Im Memorial de Sainte-Hélène, Paris 1823 F. 3,80 berichtet Las Cases unter dem 18 April 1816, der Kaiser habe, bei Erwägung der verschiedenen Aussichten, die ihm noch blieben, geäussert: „Endlich noch eine, und das ist die warscheinlichste; das währe, dass man meiner gegen die Russen bedürfen könnte; den bei dem gegenwärtigen Zustande der Dinge kann ganz Europa binnen zehn Jahren kosakisch sein oder ganz republikanisch“.

Ritm. Gf. B. Es stimmt. Nun bitten wir um Nachsicht. Alles macht Einer. „Nous dansons sur un volcan“... Wir tanzen auf einem Wulkan - so stand es im „Berliner Tageblatte“ vom 6 d. M. Es stammt von Salvandy, einem französischen Gesandten in Neapel (1830), gelegentlich der Teilnahme an einem Balle, den der Herzog von Orleans (Ludwig Philipp) am 5 Juni 1830 im Palais Royal zu Ehren seines Schwagers, des Königs von Neapel, gab. Salvandy hat diesen Ball in seinen Buche beschrieben.

K. B. Feldpost 57. „Ach, welche Lust, Soldat zu sein!“ Aus dem Text von Augustin E. Scribe zu Boieldieus zuerst 1825 aufgeführter Oper „Die weisse Dame“ Akt 2.

B. S. W. N. Wir wissen es nicht.

Verantwortlicher Redakteur:
SIEGMUND ROSNER

Verlag der „Korrespondenz“, Krakau, Sławkowskagasse 29. — Druck „Prawda“ unter Leitung A. Fankowicz, — Krakau, Stolarskagasse 6